

sichts der immensen, wenn auch unterschiedlichen Wirkung, die Historiker wie Carlyle, Macaulay oder Buckle in Deutschland hatten, wäre ein kurzer Exkurs zur deutschen Rezeption von Leckys Werken interessant gewesen. Insgesamt jedoch bietet das Buch eine überzeugende Untersuchung der Wechselbeziehung von historischer Meinungs- und politischer Willensbildung am Beispiel Leckys und leistet zugleich einen wichtigen Beitrag zur englischen und irischen Historiographiegeschichte des 19. Jh.s.

Eckhardt Fuchs

**Clifford Geertz, Spurenlesen. Der Ethnologe und das Entgleiten der Fakten. Aus dem Englischen von Martin Pfeiffer, Beck, München 1997, 220 S.**

Wer heute unter „Anthropologie“ in einem Nachschlagewerk sucht, findet häufig als ersten Eintrag: „Anthropologie, Krise der“. Darauf bezieht sich auch *Clifford Geertz* in seinem neuen Werk und bietet der vielbeschworenen Krise ein fulminantes Paroli. Mit ihm meldet sich eine der bedeutendsten, umstrittensten und schillerndsten Persönlichkeiten dieser Wissenschaft und wahrscheinlich der Wissenschaft überhaupt zu Wort. Der 1926 geborene *Harold F. Lindner*, Professor am Institute for Advanced Study in Princeton, erweist sich nunmehr zudem als Denker mit universalistischem Anspruch sowie einmal mehr als brillanter Autor.

„After the Fact: Two Countries, Four Decades, One Anthropologist“ lautet der Titel im Original und beschreibt damit sehr genau, worum es *Geertz* geht: „die Bewegung einer Disziplin zu verfolgen, indem man die eigene Erfahrung in sinnbildliche Einheiten packt.“ (S. 125) Das Buch verfolgt die Herausbildung einer Theorie aus einer bewegten Biographie, ein Forscherleben wird – gestützt auf 4000 Seiten Feldnotizen und einen schier

unerschöpflichen Erinnerungsschatz – im wahrsten Sinne des Wortes erzählt: Anekdoten, Gleichnisse, Geschichten, die immer die Figur des Erzählers erkennen lassen. Dennoch sind dies keine Memoiren, sondern ein vehementes Credo für das, was Anthropologie als Gesellschaftswissenschaft in dieser Zeit bedeutet.

Angesichts dessen erscheint der deutsche Titel der vorliegenden Ausgabe völlig verfehlt – was leider auf große Teile der Übersetzung zutrifft. Das betrifft Grundregeln der deutschen Sprache (z. B. von Relativ-Konstruktionen) ebenso wie Grundbegriffe der Geertzsehen Theorie (Wenn er von „meaning“ spricht, meint er „Bedeutung“ und nicht „Sinn“. Dieser Terminus wird in seinem System völlig anders verwendet.) So erfährt das deutsche „Spurenlesen“ nur einen Teilaspekt des englischen Titels, und „After the Fact“ ist mehr als nur das „Entgleiten der Fakten“. Denn der Titel ist programmatisch für das gesamte Werk. Zum einen bezeichnet er die Tatsache, daß der Ethnologe hinter den Fakten her ist, ihnen nachspürt. Auf diese Phase der reinen Empirie folgt das für *Geertz* wichtigste Verfahren der Ethnologie, die „Interpretation ex post“, also das Stattfinden der Ethnologie „im Nachhinein“ (was auch eine Übersetzung sein könnte).<sup>1</sup> Gleichzeitig heißt „after the fact“ aber auch, daß der Begriff des Faktums an sich mit der neueren Diskussion heikel und obsolet geworden ist, also Ausdruck *Geertz*' „post-positivistischer Kritik der empirischen Realität“ (S. 190).

Zentrale Figur der Darstellung von vier Jahrzehnten Ethnologie ist „der Wandel“ und „das Gefühl, daß man ständig geordnete Bilder zusammensetzt und sie genau in dem Augenblick auseinanderfallen, in dem man es mehr oder weniger geschafft hat, sie zusammenzusetzen“ (S. 25). Ein Zustand der allgemeinen Veränderung, der die Welt und das Selbst des Ethnologen erfährt hat – „Heraklit hoch drei und noch schlimmer“ (S. 8). Es fließt nicht einfach, „die Kontexte explodieren“ (S. 110). Tntz Aner-

kennung eines gewissen unauflösbaren, chaotischen Selbstlaufs der Dinge kapituliert Geertz nicht, sondern versucht zu ordnen, indem er sich von der globalen Gesamtschau herab in die Niederungen lokaler Einheiten begibt (das einzige Verfahren, wie er in seinen Wiener Vorlesungen bemerkte, mit dem globale Zusammenhänge letztlich noch verstanden und bewältigt werden könnten).<sup>2</sup>

Folgerichtig beginnt er mit „Städten“, konkret das indonesische Pare und das marokkanische Sefrou, zwei islamische Kommunen in sehr unterschiedlichen Kulturen. An diese beiden Orte ist er im Verlauf seines Forscherlebens immer wieder zurückgekehrt und hat dabei sein Verfahren einer „vergleichenden Ethnologie“ entwickelt, das er mittlerweile „instinktiv“ nennt: ein „ausgeglichener Kontrast für einen Vergleich nach beiden Seiten“ (S. 132). Mit dieser Methode hat er in verschiedenen Monographien über die genannten Städte die Vielschichtigkeit des Islam und seiner Ausprägungen und damit ein Beispiel religiösen Wandels beschreiben können.<sup>3</sup>

Die zentrale Bedeutung von Orten für den Ethnologen zieht sich durch die gesamte Erzählung, so sieht Geertz auch seine spezifische Art, Anthropologie zu betreiben, produziert durch „die unteilbare Erfahrung des Versuchs, mich an allen möglichen Orten zurechtzufinden und die Erfahrung der Orte selbst.“ (S. 154) Damit rückt er auch die Kategorie der Erfahrung in den Mittelpunkt, die seit der „New Ethnography“ das alte Feldforschungsparadigma mit der Übermacht der Ethnologen-Autorität aufzulösen begann. Die Darstellung des „Anderen“ speist sich aus der persönlichen Erfahrung des Ethnologen, aus der Interaktion mit dem Gegenüber. So stellt auch Geertz gleich eingangs fest, daß diese Darstellung aus der vorhandenen kulturellen Ausrüstung des Forschenden und weniger aus dem Forschungsgegenstand heraus fabriziert, daß Wert hinzugefügt und nicht extrahiert wird. Geertz geht noch weiter, er spricht den ersten Eindrücken, die der Ethnologe von einem

neuen Ort gewinnt, eine für die weitere Forschung entscheidende Rolle zu. Sie stecken den Rahmen ab für Wahrnehmung und Verständigung, die später nicht mehr aufgegeben, sondern nur noch ausgefüllt werde (S. 20). Seine ersten Eindrücke vermag er denn auch überaus sinnlich zu beschreiben. Dabei geht es ihm, wie er immer wieder betont, darum, eine Art Gefühl für den Ort und die Situation zu erzeugen, „die Stimmung, das Temperament, die Farbe der Erfahrung“ (S. 12) wiederzugeben. Daß die „großen“ Kategorien der Ethnologie (z. B. Verwandtschaft, Wirtschaftssysteme, religiöse Systeme) angesichts des prallen Lebens „stumpf und verfehlt“ erscheinen, wird schnell klar. Über die Jahre hinweg, schreibt Geertz, sah er sich durch Strudel und Zusammenflüsse ungeschickt stolpern, und sieht seine Aufgabe (und die der Ethnologie) darin, ein Diskurssystem zu suchen – Repräsentationsstrukturen, die all dem im Nachhinein „eine Art Sinn“ abgewinnen können (S. 28).

Zunächst jedoch müht er sich weiter mit vorhandenen Kategorien und begibt sich im zweiten Kapitel, „Länder“, auf die Ebene der Politik. Auch hier verwirft er diese Kategorien (wie „Nationalismus“) als unbrauchbar für den Versuch, das nicht Zusammenfaßbare zusammenzufassen. Er plädiert dafür, Politik nicht von den Bedingungen ihrer Erzeugung oder Anwendung loszulösen, sie in lokale und kulturelle Kontexte zurückzuführen und damit ihre Analyse möglich zu machen.<sup>4</sup> Nachdem er vor Jahren vorschlug, Kulturen zu „lesen“ wie einen Text,<sup>5</sup> dehnt er dies nun auf politische Gebilde aus (Staaten seien „so lokal konstruiert und so eigenständig wie Literaturen“, S. 36).

Im Kapitel „Kulturen“ geht es Geertz in erster Linie darum, wie deren Beschreibungen zustande kommen: als Konstrukte, die aus dem Erlebais und der Darstellung des Ethnologen erwachsen, aus Begegnungen (vor allem mit Informanten!) und aus Zufällen. Dabei läge es in der Verantwortung des Ethnologen, so Geertz, „Figur und Hintergrund, das

flüchtige Ereignis und die lange Geschichte in eine übereinstimmende Sicht zu bringen“ (S. 63). Geschichte nähert sich für Geertz nicht ihrem Ende, sondern ist ein Gewebe aus sich überlagernden Fasern – wovon der Ethnologe jeweils nur Flecken bearbeiten kann.

Die persönliche Verantwortung des Ethnologen führt auf die nächste Ebene: „Hegemonien“. In anekdotischen Porträts von sich selbst als Ethnologen in verschiedenen Lebensaltern und an verschiedenen Orten erinnert Geertz daran, daß er – wann auch immer, wo auch immer – eines stets blieb: Bürger einer Supermacht, die weltpolitisch kräftig mitmischte. So vertraut dem Anthropologen sein Feld auch ist, er hat sich gleichzeitig immer im weniger vertrauten Feld der Politik zu bewegen und sollte sich dessen bewußt sein.

Dies ist einer der wenigen Sätze über die Anthropologie, die feststehen dürften. Ansonsten, schreibt Geertz im Abschnitt über „Disziplinen“, sei sie eher keine solche, sie sei „undiszipliniert“ mangels fester Umrisse und definierter Ziele. Diesen Hang der Anthropologie zu ständiger Befragung und Selbstreflexion kennzeichnet er als „Skandal“ und Stärke zugleich. Die Krise der Anthropologie rühre nur aus dem Fehler, sie als Wissenschaftszweig neben anderen zu behandeln und in ihr etwas anderes zu sehen „als eine lose Ansammlung intellektueller Karrieren“ (S. 113). Das ist nichts weniger als Koketterie – Geertz zeigt am eigenen Beispiel, wie Karriere-Faktoren (Lehrstühle, Forschungsgelder, Projekte und die darin Mitarbeitenden) zur Bildung von Mustern führen. Daß es dabei eigentlich chaotisch, zufällig und nur bedingt planbar zugeht (mit köstlicher Selbstironie von Geertz beschrieben), ist eine Wahrheit, die in der Scientific Community mit ihrem absoluten Rationalitätsanspruch zwar bekannt ist, aber kaum ausgesprochen wird. Geertz liefert die theoretische Begründung gleich dazu, wenn er sagt, daß das Verstehen sozialen Lebens nicht geradlinig auf eine Art Schlußpunkt, Wahrheit oder

Realität hinauslaufen könne. „Sich hineinstürzen und sehen, was passiert.“ (S. 134) Was lax klingt, ist dennoch mit einem hohen Anspruch an Wissenschaft verbunden, der u. a. auf Max Weber, Simmel, Marx und Freud basiert. Als Student am Social Relations Department der Harvard University geriet der junge Clifford Geertz in den fünfziger Jahren in einen Aufbruch (u. a. mit Talcott Parsons). Es ging um einen interdisziplinären Ansatz, der nichts weniger als eine allgemeine Wissenschaft vom Menschen mit dem Ziel einer praktischen Technologie zur Verwaltung menschlicher Angelegenheiten verwirklichen sollte. Für Geertz blieb davon als „Lebensziel bis heute“ (S. 120): die Suche nach anderen Konzepten von Wissenschaft und Erkenntnis.

Mit der Entwicklung der „symbolischen Anthropologie“, die kein zusätzlicher Zweig der Anthropologie, sondern eine andere Auffassung von ihr ist, näherte er sich diesem Ziel an. Indem er „meaning“, die Bedeutung, ihre Träger und ihr Verstehen in den Mittelpunkt des Interesses stellte, machte er die Ethnologie zur hermeneutischen Wissenschaft – weit davon entfernt, Antworten zu liefern. Wie Geertz sie am liebsten sähe: in einer „marginalen und fragenden Position: wachsam, ruhelos und unangepaßt“ (S. 146).

Keine Antworten auch im abschließenden Kapitel „Modernitäten“. In der Zerrissenheit der Welt konstatiert Geertz eine allgegenwärtige Ikonographie des Traditionell-Modernen und des Modern-Traditionellen – die Verkörperung eines Gegensatzes, den er schon früher als „essentialism“ und „epochalism“ benannt hatte.<sup>6</sup> Wie er diese widerstreitenden und einander bedingenden Tendenzen für den Islam am Beispiel einer javanischen religiösen Veranstaltung (das „kinästhetische Java“) und eines marokkanischen Architektur-Streits (das „architektonische Marokko“) darstellt, ist lehrbuchreif und höchst lesenswert (S. 159ff.). Wer über aktuelle Entwicklungen des Islam redet, sollte ab und an auch Geertz zur Hand

nehmen. Der Ausgang bleibt unbestimmt, bleibt Suche. Die einzige Gewißheit: Das, was kommt, wird die Anthropologie beschreiben. Dieses Bekenntnis ist viel – in einer Disziplin, die sich zuweilen in Selbstreflexion zu verlieren droht. So schließt *Geertz* mit einer Kampfansage an den Rückzug in Dekonstruktion und Attitüden (S. 189).

So legitim und schlüssig die Argumentation im Ganzen erscheint – in den Kontext neuerer anthropologischer und ethnologischer Diskussionen<sup>7</sup> gestellt, kann man sich eines gewissen Befremdens nicht erwehren. Die Methode, die er vorgibt zu verfolgen – die Entwicklung einer Theorie aus der Biographie heraus zu erklären – blendet einen Teil der Realität bewußt aus. Vieles, was *Geertz* hier im Brustton der Überzeugung als ureigene Erkenntnis beschreibt, klingt vor ein paar Jahren bei ihm noch etwas anders (z. B. die Tatsache, daß Bedeutung den Dingen nicht innewohnt, sondern quasi in der ethnologischen Darstellung erst produziert wird). Zwar war *Geertz* einer der ersten, der eine Diskussion über Repräsentationsmodi, deren ethische und erkenntnistheoretische Implikationen anregte. Er erscheint jedoch wie der Lehrling, der die herbeigerufenen Geister nicht mehr los wird – und sie deshalb gleich ignoriert. Im vorliegenden Werk spielt die berechtigte Debatte kaum eine Rolle bzw. wird als „Zergrübeln“ abgetan, als eine Art Zeitverschwendung. Alles, was *Geertz* dafür übrig hat, ist eine Fußnote (S. 208), in der er allerdings auch zugibt, daß dieses Buch seine Antwort auf all die aufgeworfenen Fragen sein soll. Kritik an seiner eigenen Theorie,<sup>8</sup> die im Laufe der Diskussion ankam, greift er nur indirekt auf – aber in der ihm eigenen Schlitzohrigkeit. So, wenn er Schwächen seines Verfahrens als die des Kulturbegriffs der Anthropologie überhaupt deklariert (wie die Reduktion einer Vielzahl individueller Akteure und vor allem Akteurinnen auf z. B. 'die Balinesen', S. 59). Noch peinlicher wird es, wenn er in einer Fußnote (die man bei ihm sehr genau studieren sollte!) beiläufig

anmerkt, daß das „Ich“, von dem er ständig spricht, in Wahrheit ein „Wir“ ist (S. 202) – er hat Feldforschung nie ohne seine Ehefrau betrieben (und sähe sich, wie er sagt, dazu auch nicht in der Lage, S. 131). Tendenzen, autobiographisch über Feldforschungserfahrungen zu schreiben, sind für ihn die „Interiorisierung“ einer öffentlichen Angelegenheit (S. 137). Die „New Ethnography“ hat mit diesen Methoden experimentiert, um den „Anderen“ im Schreiben nicht auszulöschen. Etwas mehr autobiographische Ehrlichkeit hätte *Geertz* an dieser Stelle gut getan.

Dahinter verbirgt sich natürlich die Befürchtung eines in die Jahre gekommenen Wissenschaftlers, daß alles umsonst gewesen sei, daß sich die Anthropologie durch fortwährende Selbstreflexion und -zerfleischung selbst unmöglich mache. Das Buch ist letztendlich ein Credo für die Erhaltung der Handlungsfähigkeit im Sinne kritischer Wissenschaft. Nach *Geertz* sollte der Ethnologe „sich an einem Brennpunkt der Kontroverse einrichten, der mit Fleiß so konstruiert ist, daß er Zufriedenheit schwierig macht“ (S. 152).

Was *Geertz* der New Ethnography und ihren Schreibexperimenten voraus hat: Er ist ein begnadeter Autor. Sein berechtigter Einwand „Es scheint ein Genre zu fehlen“ (S. 137) könnte sich mit diesem Buch selbst entkräften. So könnte sie – mit Abstrichen – aussehen, die neue Ethnographie: die literarisch und wissenschaftlich zugleich ist, die die Konstruktion als solche kenntlich macht, indem sie das Gesicht des Autors immer offen zeigt und seine Allmacht damit zumindest begrenzt. Vielleicht funktioniert das aber nur in einem Fall wie diesem, wenn der Autor die siebzig überschritten hat, über „pc“ und jeden Zweifel weit erhaben ist und eigentlich nichts wirklich Neues verkündet. Clifford Geertz erfindet das Fahrrad noch einmal, aber was für ein Fahrrad!

Pflichtlektüre für alle, die wissenschaftlich schreiben (lernen) wollen. Und für die, welche Wissenschaft zu ihrem

Beruf machen. Denn Geertz hält hier ein Plädoyer für – in Deutschland schier undenkbar! – eine lustvolle Wissenschaft: „interessant, erschreckend, nützlich und amüsant, um ein Leben darauf zu verwenden“ (S. 190).

Grit Lemke

- 1 Den Unterschied von „Dort-Sein“ und „Hier-Sein“ und seine Bedeutung für die ethnographische Produktion beschrieb Geertz in: Die künstlichen Wilden. Der Anthropologe als Schriftsteller, Frankfurt a. M. 1993. Damit war er einer der Begründer der „literarischen Wende“ in der Ethnologie (die daraufhin wieder Ethnographie wurde).
- 2 C. Geertz, Welt in Stücken. Kultur und Politik am Ende des 20. Jahrhunderts, Wien 1996.
- 3 Neben einer Vielzahl von Aufsätzen das Standardwerk dazu: C. Geertz, Islam Observed. Religious Development in Morocco and Indonesia, Chicago 1968, in deutscher Übersetzung: Religiöse Entwicklungen im Islam, beobachtet in Marokko und Tunesien, Frankfurt a. M. 1988.
- 4 Ausführlich dazu in: C. Geertz, Welt in Stücken (Anm. 2).
- 5 C. Geertz, Deep play. Bemerkungen zum balinesischen Hahnenkampf, in: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt a. M. 1991.
- 6 C. Geertz, After the Revolution: The Fate of Nationalism in the New States, in: C. Geertz, The Interpretation of Cultures, Boston 1973.
- 7 Einen Überblick darüber gibt: E. Berg und M. Fuchs (Hrsg.), Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation, Frankfurt a. M. 1995.
- 8 Zur Kritik an Geertz: W. Habermeyer, Schreiben über fremde Lebenswelten – Das postmoderne Ethos einer kommunikativ handelnden Ethnologie, Köln 1995.

**Erk Volkmar Heyen (Hrsg.), Öffentliche Verwaltung und Wirtschaftskrise, Nomos, Baden-Baden 1995 (= Jahrbuch für Europäische Verwaltungsgeschichte 7), XI, 388 S.**

Zum Thema Wirtschaftskrise und Verwaltung hat der Hrsg. wieder eine internationale Schar von Autoren, diesmal aus Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Dänemark, den Niederlanden, Italien, Griechenland und Finnland, versammelt. Schon angesichts der Titel der einzelnen Beiträge stellt sich die Frage nach dem Begriff der Krise: Der Band umfaßt Arbeiten, die sich einerseits längerfristigen Problemen widmen, wie etwa der Aufsatz von C. Zimmermann über das Verwaltungshandeln zur Hungerbekämpfung in Württemberg 1770–1847. Zum zweiten bietet der Band Untersuchungen zu einzelnen Fallbeispielen, wie etwa Krieg und Besetzung. Einen dritten Schwerpunkt bildet die staatliche Einflußnahme auf den Markt, sei es als Unternehmer oder als Regulator. Gegen Ende folgen zwei Texte zur Transformation nach dem Ende des Kommunismus und, neben dem Hauptthema, ein verdienstvoller Beitrag über die Literatur zur finnischen Verwaltungsgeschichte sowie eine Bestandsaufnahme über die unveröffentlichten Diplomarbeiten von DDR-Archivaren.

Das Editorial versucht nicht, einen Überblick über die Verwendung des Begriffs Krise zu geben. Die Aufsätze sind daher eher locker um ihn herum angeordnet, „der Blick ... wandert“ (S. VIII). Neben der Konstatierung der großen Rolle der Verwaltung in der Wirtschaft steht die Betonung der Schwierigkeiten des Themenfeldes. Daß eine europäisch-komparatistische Perspektive hilfreich sei, ist sicher richtig, bleibt aber in bezug auf einen reflektierten Vergleich, zu dem nur aufgerufen wird, leider ohne Folgen.

Inwieweit die vorgeschlagene Unterscheidung der Staatsaktivitäten in Improvisation, inkrementelle Anpassung und Innovation von heuristischem Wert sein kann, muß dahingestellt bleiben.

Der Beitrag von *François Hincker*